Beilage zu Nr. 42 — Das Reichsbanner — Magdeburg, 18. Oktober 1930

Was bei uns noch nicht ganz klappt

Ein Kapitel von Vorschlägen und Aufmunterungen / Von Theodor Haubach

Es zeugt für den gesunden Sinn unsrer Kameraden, daß sie nicht selbstzufrieden auf dem Erreichten in unsrer Organisationsarbeit verharren wollen, sondern, ungeduldig drängend, nach Neuem und Besserem suchen. Die Schlappe, die der Gedanke der Republik am 14. September erlitten hat, die schweren Gefahren, die mit einmal und von neuem den Staat von Weimar umdrängen, haben überall, in allen Ecken und Enden der Organisation, einen wahren Fanatismus der Aktivität entfesselt. An Arbeitslust und Arbeitswillen fehlt es wahrhaftig nicht — es fehlt auch nicht an Selbstkritik und mutiger Selbsterkenntnis —, dennoch, sagen wir es offen, versanden ach so viele gutgemeinte Anläufe zur Aktivierung und Entwicklung der Organisation. Was nützt aller guter Wille, was nützen selbst die Sturmzeichen der Gefahr, wenn schließlich nicht mehr herauskommt, als ein paar Referate über die politische Lage, die unsre Kameraden in ihren politischen Parteien viel besser hören als bei uns, und ein paar Fahnenweihen und Aufmärsche? Diejenigen Organisationsleiter, die keine andern Einfälle haben als die eben erwähnten, mögen sich aber gesagt sein lassen, daß unsre Kameraden mehr erwarten als nur Reden und Fahnenweihen. Nur-Kriegervereinsbetrieb wächst den meisten der Beteiligten in kürzester Frist zum Halse heraus. Wer nicht weiß, was er sonst noch beginnen soll, dem sei bei dem heutigen ernsten Anlaß dringend geraten, die Abschnitte „d" und „e" des Artikels 2 der Bundessatzung einmal gründlich zu studieren, in denen nicht nur von der „Durchführung politischer Demonstrationen", sondern auch von der „Abwehr etwaiger Angriffe politischer Gegner auf die Verfassung" und nicht zuletzt von der „schnellen und sachkundigen Hilfe bei Unglücksfällen" gesprochen wird.

Aber bleiben wir ruhig einmal bei den Aufmärschen! Sind selbst in diesem bescheidenen Rahmen unsrer Reichsbannertätigkeit alle unsre Möglichkeiten schon erschöpft? Beherrschen wir auf alle Fälle auch Technik und Regie der Demonstration? Haben wir immer alles getan, um unsern Kameraden solche Fahrten zu Fahnenweihen und Aufmärschen zu einem anspornenden Erlebnis zu machen?

Man erwäge einmal folgende Ratschläge: Zuerst einmal solche für die Anfahrt und Abfahrt! Man sollte es vermeiden, derartige Reisen einfach stumpf abzureißen (wie man beim Kommiß sagte). Wenn es irgend geht, verbinde man vor allem den Anmarsch mit einem Geländespiel oder einer Führungsübung. Das Geländespiel ist zwar keine militärische Uebung und kann auch eine solche nicht ersetzen, da der Mangel an jeglicher Waffenwirkung durch nichts ersetzt werden kann, und die Notwendigkeiten eines solchen Spiels (Zusammenfassung, ja Ballung der Kräfte an den wichtigen Stellen des Spiels), den Notwendigkeiten moderner Kampfführung mit ihrem ganz lockern Einsatz geradezu ins Gesicht schlägt — dennoch ist das Geländespiel die vollkommenste Form der Disziplinübung und zugleich eine sportliche Anstrengung, die neben schärfster körperlicher Schulung eine Anspannung und Zucht aller geistigen Kräfte ermöglicht.

Derartige eingeschaltete Geländespiele dürfen nur ganz kurz sein und nur ganz einfache Aufgaben enthalten. Sie sollen womöglich überraschend an die Kameraden herangebracht werden, bedürfen jedoch einer außerordentlich sorgfältigen Vorbereitung durch die Leitung. Aber nicht nur Geländespiele kann man einschalten; sehr ratsam und wirksam sind auch Propagandaaktionen großen Stils. Man führe z. B. den Anmarsch an einen Aufmarschort konzentrisch heran, übertrage jedem Führer ein nach Zonen und Abschnitte gegliedertes Gebiet, das er beim Anmarsch mit Flugblättern und Zeitungen planmäßig zu belegen hat. Die Zoneneinteilung bestimmt die Dichte und Intensität der Bearbeitung, die Abschnittsgliederung setzt die räumlichen Grenzen der Propagandaarbeit fest. Die jeweiligen Führer arbeiten sich auf der Karte die Einzelheiten ihres Auftrages genau durch, sorgen für den Schutz der einzelnen Kolonnen, erkunden vorher die etwa vorhandene Möglichkeit von Zusammenstößen und organisieren bei derartiger Gefahr die notwendige Verbindung mit den Behörden.

Eine Menge von Aufgaben für arbeitsfreudige und gewissenhafte Führer!

Beim Eintreffen im Aufmarschort muß man als allererstes die Standquartierverteilung nicht nur vornehmen (das ist selbstverständlich!), sondern für wirklich zuverlässige Klarheit bei allen, auch den letzten Kameraden sorgen. Da gilt es, einen häufig gemachten Fehler zu vermeiden: der Führer muß einen ausreichend großen Meldestab bei sich haben. Diesen Meldestab soll man eher zu groß als zu klein nehmen, damit er sich die Arbeit teilen und unter sich die notwendige Ablösung vornehmen kann. Die Melder mache man tunlichst kenntlich und sorge dafür, daß sie die notwendige Auskunftserteilung tatsächlich durchführen können.

Bei dem eigentlichen Aufmarsch muß darauf geachtet werden, daß die Unterführer nicht zum Spaß neben oder vor der Front herumlaufen. Wieviel unschöne Bilder ließen sich vermeiden, wenn die Zug- und Gruppenführer von sich aus mit Initiative in die Vorgänge im Zuge und neben dem Zug eingreifen. Kommt es zu Störungen oder Belästigungen, dann geht häufig die beste Disziplin und Ordnung zum Teufel, aber allein nur deshalb, weil die Zug- und Gruppenführer nicht ausreichend vorgeschult sind, um derartige Vorgänge rasch zu beenden.

Auf den Festplätzen ist auf die glatte Abwicklung des Einmarsches zu achten. Meistens werden zu diesem Zwecke viel zu komplizierte Anordnungen getroffen, die durch Berücksichtigung von allerlei Sonderwünschen entstehen. Man vermeide tunlichst mehrere Einmarschstraßen, beschränke sich auf eine einzige, was auch bei größern Veranstaltungen möglich ist, und baue in der Reihenfolge des Einmarsches auf. Was den Aufbau selbst angeht, so vermeide man den gröbsten, aber leider auch häufigsten Fehler, nämlich die Pressung und Ballung der Aufmarschierten vor der Tribüne. In fast allen Fällen entstehen hier unerfreuliche Bilder, die für die technischen Fähigkeiten des Reichsbanners einfach beschämend sind. Schlimmer aber ist noch, daß auf diese Weise die besten und schönsten Aufmärsche um ihre Wirkung gebracht werden. Nehmt Hunderte, ja Tausende von Teilnehmern eines Aufmarsches, preßt sie in dicken, wirren Haufen unmittelbar vor dem Redner zusammen und aus dem stolzesten Aufmarsch wird ein kläglicher Auflauf! Erste Forderung an den Technischen Leiter eines Aufmarsches: Die Aufstellung muß locker und klar sein. Die zuerst eintreffenden Kolonnen führe man, von der Tribüne aus gesehen, in die äußerste rechte bzw. linke Ecke des Aufmarschplatzes (je nach der Richtung der Einmarschstraße), nehme genügend weiten Abstand von der Tribüne (die immer als Mittelpunkt für allen technischen Aufbau zu gelten hat), und setze die nachrückenden Kolonnen in zunächst recht reichlich gewählten Abständen daneben und dahinter. Die am wenigsten günstigste Art des Aufbaus ist dabei die Linie, am glücklichsten ist immer die Aufstellung in Zug- oder Gruppenkolonne, genügende Abstände und tadellose Vorder- und Seitenrichtung vorausgesetzt! Kommt man mit dem Platz nicht aus, kann man immer noch die zunächst reichlich bemessenen Abstände verringern.

Was das Verhalten auf dem Festplatz angeht, so ist dies in vielen Fällen von peinlicher Lagheit, es wird gesprochen, schlimmer noch — geraucht und gegessen, die Ordnung des Aufbaus geht damit größtenteils zum Teufel und das Ganze bietet ganz gewiß nicht das Bild, das man sich von den Soldaten der Republik und ihrer Entschlossenheit zum Kampfe machen möchte.

Darum also: Vor allen Dingen das Rauchen oder gar Essen rücksichtlos unterdrücken! Anzug vor Beginn des Festaktes noch einmal kontrollieren! Die klare und weite Gliederung des Aufmarsches darf unter keinen Umständen verlorengehen. Durch gute Führerschulung für eiserne Disziplin sorgen. Gruppen- und Zugführer müssen erzogen sein, daß sie auch während des Festaktes unauffällig und lautlos jede Art von Unordnung beseitigen können.

Man bedenke aber auch, daß die beste Disziplin zum Teufel gehen muß, wenn die Leitung von den Kameraden Unmögliches oder auch Törichtes verlangt. Die fürchterliche Gewohnheit, immer wieder mehrere Redner sprechen zu lassen, muß endlich einmal beseitigt werden. Die so häufig beliebte Redesalve, von mehreren Rednern hintereinander abgegeben, ist meist nicht nur wirkungslos, sondern geradezu abschreckend, sie ist zugleich eine grobe Rücksichtslosigkeit gegen unsre Kameraden, die fast immer schon weite Anmärsche hinter sich haben. Aber auch für die Zuschauer ist die viele Rederei unerquicklich. Sparsamkeit mit Reden und sonstigen Darbietungen ist die Voraussetzung für die Disziplin der Teilnehmer und für die gute Wirkung bei den Zuschauern!

Was das äußere Bild angeht, so bringe man endlich, soweit noch nicht geschehen, die um die Schultern geschlungenen Schärpen zum Verschwinden, die dem Reichsbanner das Aussehen eines Kegelklubs, aber nicht das einer Kampftruppe geben. Unmöglich ist in den meisten Fällen das Verhalten bei einem Hoch oder Frei Heil: Arme oder Mützen dürfen unter keinen Umständen geschwenkt werden, die Köpfe bleiben bedeckt und die Haltung der Formation ist die Achtung!-Stellung. Die Führer, Abteilungs- und Zugführer salutieren! Der Kopf bleibt auch sonst bedeckt, auch bei der Nationalhymne, bei, der wie oben, die Formation in die Achtung!-Stellung geht und die Führer salutieren. Mütze wird überhaupt nur bei einem einzigen Anlaß abgenommen nämlich am Grabe und auch dann nur auf Kommando! Auch Redner sollen die Mütze nicht abnehmen, es sei denn, wie eben gesagt, am Grabe oder bei Totenehrung, wo sie selbst das Kommando zu geben haben.

Soviel zu Aufmärschen und Demonstrationen. Aber es gibt auch bei den andern Zweigen unsrer Tätigkeit genug der Unzulänglichkeiten und Mängel, deren einmal Erwähnung getan werden muß. Wir stellen Schutz zu Versammlungen und Demonstrationen. Saalschutz will nicht nur gelernt, sondern auch vorbereitet sein. Auch die rechtlichen Voraussetzungen werden von uns nicht genügend beachtet. So muß man wissen, daß Saalschutz erst dann zulässig ist, wenn der staatliche Schutz nicht ausreicht oder gar nicht vorhanden ist. Man muß in jedem Falle die Verbindung mit der Ortspolizei aufnehmen, und dann nach Lage der Dinge seine Vorbereitungen treffen. Man vergesse nie, daß jeder Saalschutz einen Leiter braucht, der am Vorstandstisch Platz zu nehmen hat. Der Saalschutzleiter hat sich zu Beginn der Versammlung ausdrücklich vom Versammlungsleiter das Hausrecht übertragen zu lassen. Er ist dann für jede weitere Maßnahme selbst verantwortlich, und muß darauf achten, daß nichts, aber auch gar nichts von seinen Leuten unternommen wird, was er nicht selbst angeordnet hat. Der Saalschutz muß weiter über genügend geschulte Unterführer verfügen, die über strengste Innehaltung der vorbereitend getroffenen Anordnungen zu wachen haben. Da der Saalschutz unter keinen Umständen bewaffnet sein darf, muß er sorgfältig in allen Handgriffen ausgebildet werden, die man zur Abwehr störender Gegner braucht. Keine neuaufgenommenen, noch unerfahrenen Mitglieder zum Saalschutz heranziehen, nur geübte und zuverlässige Kameraden verwenden!

Beim Schutz von Demonstrationen muß ähnlich verfahren werden, auch da braucht es sorgsame Vorbereitungen und ausgebildete Kameraden. Die Ausbildung der so benötigten Schutzformationen beginnt wie in allen andern Fällen mit Führerschulung und Führerinstruktion und schreitet dann zur eigentlichen Erziehung der Kameraden vor. Man achte auf die nötigen Spezialkommandos und beherrsche sie wirklich im Schlaf!

Und weiter: Aller Schutzdienst ist nutzlos, wenn man über Art und Zahl der möglicherweise auftretenden Gegner nicht von vornherein im klaren ist. Hier liegt meistens bei uns alles im argen. Wie viele unsrer Kameraden kennen in ihrem eignen Wohnbezirk die vorhandenen Gegner nicht, wissen nichts von ihren Wohnungen, nichts von ihren Versammlungsplätzen, ihrer Organisation, ihrer Arbeitsart! Wir brauchen eine sorgsam und stetig durchgeführte Gegnererkundung, deren Stand auf jeder Versammlung neu durchzusprechen ist. Manche Ueberraschung bei der Wahl ist auf unsre manchmal frappante Unkenntnis der Gegnerarbeit zurückzuführen. Hier ist Stoff für eine Fülle von Kleinarbeit in und außerhalb der Versammlung — niemand wird sich über Oede unsres internen Betriebs zu beklagen haben, und auf die für unsre Organisation unsinnigen politischen Debatten zurückgreifen müssen. Ueberhaupt diese politischen Debatten! Selbstverständlich sollen sich unsre Kameraden für Politik interessieren, deshalb sollen sie ja auch in die politische Partei gehen, in der zu arbeiten für jeden Reichsbannermann eine wieder und immer wieder festgelegte Pflicht ist. Das Schlimmste, was dem Reichsbanner passieren könnte, ist eine Entwicklung zur Ersatzpartei, zu einer Politisierung aus zweiter Hand.

Man mache überhaupt von dem wertvollen Mittel der Vollversammlung einen richtigen, das heißt einen sparsamen Gebrauch. Versammlungen, die nicht sorgsam vorbereitet und mit vernünftig durchdachtem Verhandlungsstoff durchgeführt werden, enden in Schwätzereien und schaden dem gesunden Gedanken unsrer Organisationsdemokratie auf das schwerste. Ueberhaupt: Unsre Demokratie ist keine Vereinsdemokratie, sondern eine Führerdemokratie, darauf beruhend, daß der Führer ausdrücklich mit der Bestimmung gewählt wurde, Befehle zu geben. Alle technischen Maßnahmen, auch Veranstaltungen und dergleichen, werden nicht von Versammlungen beraten, sondern von den Führern angesetzt. Das demokratische Recht unsrer Mitglieder beruht darauf, daß sie den Führer wählen und den Führer absetzen, nicht aber darauf, daß sie die Maßnahmen der Führer durch Beschlußfassung billigen oder durch Beschlußfassung verhindern. Ein Führer, der kein Vertrauen mehr hat, mag gehen, solange er aber Führer ist, hat er zu befehlen und diese Befehle mit allen Mitteln durchzusetzen.

Dazu gehört allerdings, daß der Führer die äußere Technik und die innere Sicherheit des Befehls auch beherrschen muß, und daß er ganz klare Vorstellungen über Ziel und Weg sich zu bilden hat. Damit sind wir wieder bei unserm A und O, der Führerausbildung, angelangt, und müssen von neuem zeigen, daß ohne systematische Führerschulung nichts, aber auch nichts erreicht werden kann.

Die Führerschulung ist das zentrale Problem des Reichsbanners in der gegenwärtigen Lage. Aktivität ist ja nicht nur ein Problem des Temperaments und des Willens, sondern auch der Anleitung und der praktischen Aufgabenstellung. Die eigentlichen Aufgaben einer Kampforganisation sind gesetzlich eng begrenzt. Es kommt aber darauf an, in dem gegebenen Rahmen alle Möglichkeiten zu entwickeln, und das kann nur durch eingehende Schulung und Anleitung der Führer gelingen.

Das erste, was unsre Führer lernen müssen, ist ein richtiges Kommandieren. Der Führer muß die richtigen Kommandos kennen, er muß sie bis ins Letzte beherrschen, er muß die Haltung vor der Front, den Tonfall der Kommandostimme, die Sicherheit des Wollens erlernen. Erlernen muß er vor allen Dingen jenes notwendige Maß an Unnachgiebigkeit, ohne das ein Führer nun einmal nicht auskommen kann. Auch in voller Oeffentlichkeit darf sich der Führer nicht scheuen, die Wiederholung eines schlecht durchgeführten Befehls zu verlangen. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht die Ausbildung der Unterführer. Daß ein Gruppenführer seine Gruppe wirklich zu führen hat, ist den wenigsten bekannt. Sie laufen neben ihren Gruppen her, sie paradieren, kennen aber jene lautlose und intensive Art der Tätigkeit nicht, die auch im geschlossenen Verband, unter höherer Führung, eine ordnende und anfeuernde Arbeit möglich macht. Nicht anders die Zugführer, die gleichfalls einer grundlegenden Durchschulung bedürfen. Für die andern und höhern Führer versteht sich das alles gleichfalls von selbst; vergessen wir nie, daß jemand ein sehr guter Vorsitzender sein kann und doch ein ganz miserabler Führer. Ein Vorsitzender verwaltet, ein Führer ordnet an und leitet. Und das Reichsbanner ist kein Verein...!

Was soll der Führer noch lernen und wissen? Die sonntägliche Geländearbeit gehört dem geist- und körperschulenden Geländespiel, und das erfordert zunächst einmal ausreichende Kenntnis von der unübersehbaren Fülle von Möglichkeiten, von dem bunten Reichtum an Aufgaben, die durch eine jahrelange Praxis der Jugendbünde aller Richtungen Gemeingut der Wissenden geworden sind. Die Kenntnis der sogenannten Pfadfinderliteratur ist unentbehrlich, es ist ein leichtes, das dort angehäufte Material für unsre besondern Zwecke zurecht zu biegen. In diesem Zusammenhang muß der Führer alle bei der Geländearbeit notwendigen Künste wie Kartenlesen, Orientierungskunde mit und ohne Kompaß, Abkochen, Zelte beherrschen. Zwanglos kommt man von da an alle die Arbeiten, die für den in der Bundessatzung vorgesehenen Hochwasserschutz nötig sind, also Brückenschlag, Dammbau und behelfsmäßiger Wegebau. Zur Unterstützung gehören hierher auch alle Zweige des Nachrichtenwesens und der Signaltechnik.

Für den internen Betrieb muß der Führer vor allem Versammlungstechnik und die Technik der politischen Gegnerabwehr kennen. Man sieht: ein reiches und langwierig zu erarbeitendes Programm! Aber seine Durchführung macht Freude und gibt den Kameraden das Bewußtsein, wirklich Reichsbannerleute und keine Kriegervereinler zu sein.

Und was brauchen wir heute mehr, als dieses Bewußtsein? Das Reichsbanner soll keine „Frei-Heil!-Armee" sein, kein Tanzkränzchen und kein Kegelklub. Das Reichsbanner soll im äußersten Fall die Republik mit seinen Leibern decken, und muß deshalb eine Kampforganisation mit allen Konsequenzen sein. Dazu genügt der Wille zum Kampf allein nicht, hinzukommen müssen Kenntnisse und viel schwere, praktische Arbeit! Fleiß ist die Voraussetzung des Genies, Fleiß ist die Voraussetzung jedes Sieges! Wer die Geduld hat und den längsten Atem, wer das Technische und Praktische in erbitterter Kleinarbeit sich errungen hat, wird in großen Kämpfen die eherne Härte und die eiskalte Kraft zur Vernichtung des Gegners im entscheidenden Augenblick auf seiner Seite haben. —

Eine Begebenheit in Flandern

Von Robert Blind

Es war im Mai 1916. Meine Kompanie lag in Stellung vor Ypern. Als Ruhequartier war ihr das ungefähr 6 Kilometer von der Front weiter rückwärts liegende Gheluve zugewiesen. Ich kam damals von meinem zweiten Heimatsurlaub zurück. Der Zufall wollte es, daß gerade bei meiner Ankunft hoher Besuch angesagt war; ausgerechnet an diesem Tag wollte der König von Sachsen der Ypernfront einen Besuch abstatten. Sein Besuch sollte mir zum Verhängnis werden. Nun hatte sich zu gleicher Zeit bei meinen Kameraden von meiner Kompanie die Sitte eingeschlichen, jeder, der von Urlaub zurückkam, mußte ein gewisses Quantum Bier bezahlen. Ich ließ mich nicht lange foppen, nahm den Wasserkrug, der gerade im Zimmer stand — sein Inhalt war 4 Liter —, und begab mich auf die Straße, um ihn mit Bier füllen zu lassen. Aber o weh, ich hatte Pech! Kaum war ich auf der Straße angelangt, hielt mich auch schon zum Ergötzen meiner vom Fenster aus mir nachsehenden Kameraden ein Posten von der Ortskommandantur an.

Ich fragte, was denn los sei, warum er mich anhalte. Der gutmütige Schwabe gab mir darauf zur Antwort: „Ha woescht denn du nex, 's derf neamer mai uff dr Straßa laufa, dr Könich von Sachsa kommt." Darauf gab ich ihm zur Antwort: „Mae Bier derfe aber doch no holla." Er merkte nun, daß ich mich nicht halten ließ, und ließ mich laufen. Jedenfalls dachte er im stillen, der nächste Posten schnappt ihn sicher, und so war es auch. Dieser, ein Unteroffizier, daher schärfer als der Gemeine, hielt mich zum zweitenmal an, und zu allem Unglück kam jetzt noch ein Leutnant dazu. Nun war ich so richtig in die Falle geraten. Der Leutnant machte kurzen Prozeß mit mir, er ließ mich einfach verhaften und abführen.

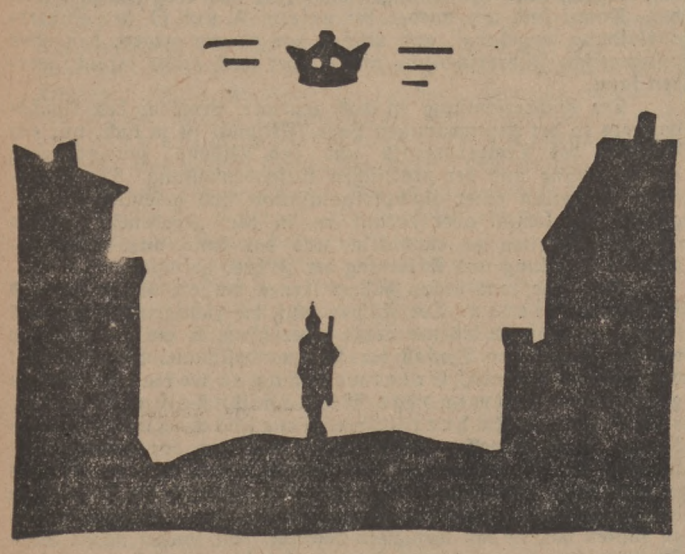
Dieser Herr Leutnant war Ortskommandant der Ortschaft Gheluve und ein strenger Patriot. Von den Zivilbewohnern war er allgemein gefürchtet, selbst die Soldaten waren ihm feindlich gesinnt. Als nun der hohe Besuch durch Divisionsbefehl bekanntgegeben wurde, wußte er nichts Gescheiteres zu tun, als sämtliche Straßen, wo der König hindurch kam, lange Zeit vorher schon absperren und das „Heraussehen aus offenem Fenster" verbieten zu lassen. Ulanen gab er den Befehl, an den Häusern entlang zu reiten, damit sich kein Zivilbewohner am Fenster blicken ließ. Wehe dem alten Mütterlein oder dem Greis, die es dennoch wagten, ein derber Schlag von einer Ulanenfaust war die Strafe dafür. Durch diese Maßnahme wurde alles erregt,

und das bisher gute Verhältnis zwischen uns und den Zivilbewohnern wurde dadurch auf längere Zeit gestört. Auch meine Verhaftung hatte großes Aufsehen erregt.

In der Kommandantur angelangt, fragte mich der Leutnant: „Wie kamen Sie eigentlich dazu, sich meinen Anordnungen zu widersetzen?" Darauf gab ich zur Antwort: „Herr Leutnant, ich glaubte, Ihre Verordnung gelte nur den Zivilbewohnern. Wenn S. M. der König kommt, sollten ihn die Soldaten doch sehen dürfen. Auch wollte ich ja nur ein Bier holen." Dies alles sagte ich in einer laxen Haltung und mit lächerlicher Miene. Die Verhaftung kam mir einfach zu lächerlich vor, ich zeigte nicht im geringsten Furcht vor dem Leutnant. Dadurch wurde er aufgebracht und schaute mich an, als ob er mich erstechen wollte. Er gebrauchte das bekannte Kommiswort: „Sie Schlappschwanz! Stehen Sie still, nehmen Sie Haltung an und legen Sie Ihre Hände an die Hosennaht!" Das alles machte auf mich wenig Eindruck. Voll Wut sagte ich zu ihm: „Herr Leutnant, es macht bei uns Soldaten keinen guten Eindruck, wenn man solche Verordnungen erläßt, wie Sie es jetzt getan haben." Das war ihm denn doch zuviel gesagt; er gab mir darauf zur Antwort: „Halten Sie Ihren Mund! Ich werde Sie der Division melden!" Darauf ließ er mich abführen in eine Zelle, die in der Ortskommandantur eingebaut war.

Der Zufall wollte es, daß ich mit einem Landsmann zusammentraf, der auch zu gleicher Zeit eingesperrt war. Wir tauschten gegenseitig unsre Erlebnisse aus. Dabei erfuhr ich, daß er seinem Batteriechef die Weinflaschen leichter gemacht hatte.

Inzwischen hatte der König von Sachsen die Ortschaft passiert, und die Straßen wurden wieder freigegeben. Auch ich durfte mein Arrestlokal verlassen. Ehe ich heraustrat, gab ich meinem Zellenkameraden noch einmal die Hand. Jetzt war er wieder allein in seiner Zelle.



Durch einen Unteroffizier zum Leutnant geführt, nahm mich dieser nochmals kräftig ins Gebet. Allerdings war er jetzt schon etwas milder gestimmt. Er sagte: „Wissen Sie auch, was Sie gemacht haben? Das war Gehorsamsverweigerung vor dem Feinde und wird streng bestraft. Ich will es mir noch einmal überlegen, ob ich Sie der Division melde." Da ich nur eine Drillichjacke an hatte, fragte er mich nach meinem Truppenteil und dem Namen meines Hauptmanns. Wie ich nachträglich erfuhr, ist er tatsächlich bei dem Hauptmann gewesen und hat ihm meinen Fall gemeldet. Allerdings holte er sich eine grobe Abfuhr, denn der Hauptmann konnte ihn so wenig leiden wie ich. Der Hauptmann war ein Kölner und hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Für seine Soldaten sprang er ein, wo er konnte, also auch für mich. Er wollte sich auch noch rächen wegen einer Verhaftung, die der Herr Ortskommandeur einem Leutnant gegenüber befohlen hatte, der sich in angeheitertem Zustand ungebührlich auf der Straße benommen haben sollte.

Scherenschnitte von Georg Hempel

Unser „Gespräch" war zu Ende. Er händigte mir meinen Wasserkrug wieder aus. Froh, daß alles so glimpflich abgelaufen war, verließ ich mit schneidiger Kehrtwendung die Ortskommandantur und nahm meinen Weg in der Richtung nach der bayrischen Kantine. Dort ließ ich mir meinen Vierliterkrug mit Bier füllen. Ehe ich mich aber auf den Heimweg machte, trank ich vorher selbst einige Maß Bier vom guten Bayrischen, um so meinen Aerger über die Demütigung, die ich durch meine Verhaftung erfahren hatte, hinunterzuspülen.

Im Quartier angelangt, empfingen mich meine Kameraden mit großem Gelächter. Dann sprachen sie mir ihr Lob aus für mein tapferes Bierholen. Allerdings war das Lob mit Schadenfreude vermischt. Bei mir galt jetzt auch: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Aber jedenfalls gab meine Verhaftung, auf schwäbisch ausgedrückt, die größte „Gaude" im Flecken, nur daß es nicht im Schwabenland war, sondern in Flandern.

Uebrigens, den „Geenij" von Sachsen habe ich bis auf den heutigen Tag immer noch nicht zu sehen bekommen. —

Die Wahrheit über Sowjetrußland

Von den zahlreichen Schriften über das Leben im heutigen Sowjetstaat, die in der letzten Zeit erschienen sind, verdienen besondere Beachtung die Bücher des bekannten rumänischen Dichters Panait Istrati, die in drei Bänden im Verlag R. Piper & Co., München, herausgegeben sind. Der erste Band trägt den Titel „Auf falscher Bahn (16 Monate in Rußland)", der zweite „So geht es nicht (Die Sowjets von heute)" und der dritte „Rußland nackt (Zahlen beweisen)". Istrati ging nach Rußland als flammender Bolschewist und ehrfurchtsvoller Anbeter der „Diktatur des Proletariats im ersten Arbeiterstaat der Welt". Eigentlich betrachtet er sich noch heute als Kommunist, allerdings als Anhänger des „echten Leninismus". Er ist also geblieben Romantiker der Idee des Bolschewismus. Um so mehr dürfen seine Schilderungen von Interesse sein für jeden, der Aussagen über das bolschewistische System von einem autoritativen Augenzeugen erfahren will. Denn in diesem Falle können die europäischen Stalinisten die Wahrheit über die russischen Zustände nicht ohne weiteres, wie sie gewöhnlich verfahren, mit dem haltlosen Argument zurückweisen, daß die „bürgerliche", „reformistische", „sozialfaschistische" Berichterstattung einer realen Grundlage entbehre. Dank seinen ausgezeichneten Beziehungen konnte er die Verhältnisse in der Sowjetunion aus der nächsten Nähe beobachten und studieren. Istrati verbrachte 16 Monate in Sowjetrußland. Er bereiste große Gebiete des Riesenreiches vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer, und suchte überall „die Diktatur des Proletariats" und „den sozialistischen Aufbau". Aber alle seine Anstrengungen blieben vergeblich. Enttäuscht und erschüttert kehrte er nach Europa zurück, um über den Leidensweg des russischen Volkes unter der Diktatur des Kremls zu berichten.

Zersetzender Bürokratismus, listiger und blutiger Trug als Selbstkritik frisiert, geistige Versklavung, Willkür der kommunistischen Beamtenschaft, ungeheuerliche Korruption — das sind die charakteristischen Momente des Sowjetsystems, welche Istrati auf Schritt und Tritt feststellen konnte. Zur Illustration seiner Eindrücke führt Istrati zahlreiche Beispiele aus verschiedenen Gebieten des Sowjetlebens an. Sie sind alle durchweg grauenhaft. Die Verfolgung der Opposition innerhalb der regierenden Partei die Istrati Gelegenheit hatte, zu beobachten, schildert er in folgenden Worten:

„Gleichzeitig mit diesem Tänzchen spielt sich vor meinen Augen die Massenverhaftung der Opposition ab, groß und klein, und ihre Deportation. Man greift den Mann, wo man ihn findet: bei der Arbeit, auf der Straße, in seinem Heim, vor den Augen der weinenden Kinder. Niemand wird Rechenschaft abgelegt. Wirst du verurteilt, sei froh, wenn du Urteil und Internierungsort überhaupt erfährst. Greift der Verurteilte zum Hungerstreik, so durchsucht man seine Taschen, ob er nicht ein paar Stücke Zucker darin versteckt hat, sagt ihm dann, es stehe ihm frei, die Nahrungsaufnahme zu verweigern, und sperrt die Tür zu. Wenn einer sich umbringt, wer kann es wissen? Leistet einer in Leningrad tätlichen Widerstand, so verschleppt man ihn gewaltsam und schlägt ihm den Schädel ein; dann läßt man seine Frau kommen und bietet ihr hundert Rubel an. Man sagt ihr, ihr Mann habe Selbstmord begangen, man wisse nicht, wo die Leiche hingeraten sei."

Die Genossenschaften versagen, die Gewerkschaften sind ein Werkzeug der Kommunistischen Partei und unterstützen die Ausbeutung der Arbeitnehmer durch den Staat, die Arbeiter sind schutzlos und fristen ein elendes Dasein. Drastisch und überzeugend kennzeichnet Istrati das bolschewistische Regime und seine Träger folgendermaßen:

„Von einem Sozialismus ist keine Rede mehr, es ist eine Schreckensherrschaft, die das Menschenleben behandelt wie Material eines sozialen Krieges, das man benützt, um eine neue schauderhafte Kaste triumphieren zu lassen, die vernarrt ist in Fordismus, Amerikanismus, Coty-Parfüms, Pariser Toiletten, einer grausamen, herrschsüchtigen und kriegliebenden Kaste, die bereit ist, China an die Gurgel zu springen, weil es sich vermessen hat, eine Konzession abzuschütteln, die vom Zarentum her datiert und eine Schmach bleibt, an der Revolutionäre ihre Hände nicht beschmutzen sollten.

Diese gemeine, unwissende, perverse Kaste besteht in ihrer Mehrheit aus einer jungen Generation, die zu Beginn des Jahrhunderts auf die Welt gekommen ist. Sie weiß nichts und will nichts davon wissen, was die Größe und Kraft des russischen revolutionären Idealismus von ehemals ausmachte, der heute ein Museumsstück geworden ist, ein elender Lumpen, den man sorgfältig unter den andern toten Dingen katalogisiert. Sie kennt nichts als „Losungsworte" einer Macht, deren Kitt und Rüstung ist sie. Entfalten von Bannern. Strammstehen, wenn die Internationale ertönt, Lenin-Nischen, Lautsprecher, Jüngelchen, strotzend von Phrasen, Phrasen für alle Lebenslagen, fertige Phrasen an Stelle von Ideen, GPU. an Stelle von Argumenten, Zensur, um der Kritik zu entgehen: Eine allgemeine Lehre, mit der man sich den Mund ausspült und die man dazu benützt, zu herrschen." (Band I S. 259/60.)

Diesem vernichtenden Urteil haben wir nichts hinzuzufügen.

Zugleich möchten wir aber auf die ausgezeichnete Schrift von Karl Kautsky „Der Bolschewismus in der Sackgasse", Verlag Dietz Nachf., Berlin, hinweisen. (Die Reichsbannerzeitung wird demnächst in besonderer Besprechung darauf hinweisen. Die Schriftleitung.) Sie behandelt die Fragen der sowjetrussischen Agrarpolitik, der Industrialisierung und untersucht die Bedingungen, unter welchen Rußland zur Demokratie und Freiheit gelangen kann. In überzeugender Weise beweist Kautsky, daß Stalins „Kollektivierung" der Landwirtschaft nichts gemein mit sozialistischen Betrieben hat. Kautskys Buch ist gerade jetzt von aktueller Bedeutung. Paul Olberg.

Auf ein Massengrab

Nur fünfzig Schritte sind es im Geviert.
Die Länge und die Breite auszuschreiten
taugt eines Kindes Atem, das nach Zeiten
verspielt um diesen Hügel hüpfen wird.

Erdbraune Schollen schichten sich zum Wall,
voll Mitleid, was die Erde birgt, zu hüten.
Das Kind sitzt auf dem Grab, bricht späte Blüten,
flicht sie zum Kranz und jauchzt mit frohem Schall.

Und weiß nicht: Augen liegen auf dem Grund,
zerbrochne Augen, voll von Weh und Sterben.
In allen spiegelte das Erdenrund.

Jetzt liegen sie gleich weggeworfnen Scherben
hier zwischen Mulm und Moder, Schutt und Schund
und müssen bald und ohne Acht verderben.

Karl Bröger.

„Bis ich an der Reihe bin ..."

Von Bertold von Deimling.

Unser Kamerad General a. D. von Deimling hat seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben und unter dem Titel „Aus der alten in die neue Zeit" im Verlag Ullstein soeben herausgegeben. Wir geben aus dem im „Reichsbanner" noch zur ausführlichen Würdigung gelangenden Buche heute folgende interessante Probe.

Am 27. Oktober fand in Douai beim Kronprinzen Ruprecht eine Führerbesprechung statt, zu der auch der temperamentvolle Oberstkommandierende, der General von Falkenhayn, erschienen war. Das Ergebnis war, daß aus meinem 15. Korps, dem 11. Bayrischen Korps, der 26. Division und der 6. Bayrischen Reserve-Division eine besondere Stoßgruppe unter Führung des Generals von Fabeck gebildet werden sollte, die in einheitlichem Angriff mit der 4. Armee des Herzogs von Württemberg und der 6. Armee des Kronprinzen von Bayern auf Ypern durchzubrechen und so die Schlacht auf dem neuen Nordflügel zu entscheiden hatte. „Opfer sollten nicht gescheut werden."

Der Angriff hatte am 30. Oktober zu beginnen. Der Gefechtsstreifen meines Korps war rechts durch die Chaussee Gheluve—Gheluvelt—Ypern, links durch die Straßen Tenbrielen—Zandvoorde—Zillebeke begrenzt. Nördlich von uns kämpfte die 4. Armee, südlich das 11. Bayrische Korps. Ich setzte meine 30. Division rechts und die 39. links in den Angriffsstreifen ein.

In der Frühe des 30. Oktober begann die blutige Schlacht. Gegen Mittag nahm die 39. Division Zandvoorde und brachte hundert Gefangene des englischen Eliteregiments der Royal-Welsh-Füsiliere ein. Auf dem rechten Flügel, auch beim Nachbarkorps nördlich der Chaussee Gheluvelt—Ypern kam der Angriff weniger gut vorwärts.

Am Nachmittag fahre ich deshalb zur 30. Division. Unterwegs lasse ich halten und klettere auf den Dachboden eines halbzerschossenen, noch rauchenden Gehöfts, wo ein Artillerieoffizier seine Beobachtungsstelle hatte. Aus der Dachluke bietet sich ein Rundblick über das schauerliche Drama der Schlacht. Ringsum lodert ein Feuerkreis, der in Flammen stehenden Dörfer und Gehöfte. Ununterbrochen donnern unsre Kanonen, und dazwischen krachen die Einschläge der feindlichen Granaten. Das helle, durchdringende Knattern der Maschinengewehre wird nun in den kurzen Atempausen des tödlichen Konzerts laut.

Dicht neben dem zerschossenen Gehöft liegt eine Kompanie in Reserve. Jetzt erhebt sie sich, schwärmt aus wie auf dem Exerzierplatz und arbeitet sich sprungweise in Schützenlinie vorwärts. Ein Eisenhagel schlägt in die Reihen, der Qualm der Granateneinschläge verschlingt die Menschen. Der schwere flandrische Boden spritzt in riesigen Fontänen gegen den Himmel, und die Sprengstücke surren mit heulendem Geräusch um uns. Manche klatschen hart gegen das Dach der Beobachtungsstelle. Wir sehen einzelne Leute fallen, manche rappeln sich wieder auf und stolpern in dem zerwühlten Dreck weiter vorwärts, andre bleiben liegen, still für immer. Die Ueberlebenden gehen unaufhaltsam vorwärts, durch Eisen, Feuer und Rauch. Es geht um die höchste Pflicht der Kameradschaft, die in vorderster Linie zusammengeschossenen Truppen mit den eignen Leibern zu unterstützen. Tapfere Offiziere! Todesmutige Soldaten! Und doch kommt der Angriff vor Gheluvelt ins Stocken.

Die Armeeleitung befiehlt Fortführung des Durchbruchversuchs. Am nächsten Morgen bin ich frühzeitig wieder bei der 30. Division, um mit ihrem ausgezeichneten Führer, dem General Wild von Hohenborn, die Einzelheiten des Angriffs auf Gheluvelt zu besprechen und die Mitwirkung des nördlichen Nachbarkorps sicherzustellen.

In der Nähe von Hohenborns Gefechtsstand, an der Straßenkreuzung östlich Gheluvelt, später nach mir Deimlings-Eck genannt, muß ich mein Auto verlassen, weil es durch zahlreiche Treffer betriebsunfähig wird. Ich erreiche zu Fuß den Gefechtsstand des Generals und beginne gerade, mit ihm über die Lage zu sprechen, als ein Feuerüberfall der feindlichen Artillerie auf das Straßenkreuz niedergeht. Eines der ersten Schrapnells jagt mir eine Kugel in die linke Hüfte und wirft mich der Länge nach zu Boden. Ununterbrochen fegen dann die Granaten von Ypern her die Chaussee entlang, die in wenigen Sekunden menschenleer daliegt. Mühsam schleppe ich mich in einen flachen Graben neben der Straße, der sich rasch bevölkert. Einträchtig neben- und übereinander liegen wir eine gute Viertelstunde in dem feuchten Loch auf dem Bauch. Mit der Hand fühle ich, wie mir das Blut durch den Uniformrock sickert. Endlich sucht sich die feindliche Artillerie ein andres Ziel. Ein Sergeant bietet mir seine Hilfe an und stützt mich beim Gehen auf dem kurzen Wege zum Verbandplatz, der in einem von Granaten zerfetzten Haus errichtet ist.

Die Stube ist überfüllt von Verwundeten; Stöhnen und Schreien um mich. Heiseres Röcheln von Sterbenden! Immer neue blutige Klumpen von Menschen werden auf Bahren durch die niedere Tür hineingetragen. Mit unerschütterlicher Ruhe waltet ein bayrischer Stabsarzt seines Amtes. Alle paar Minuten schlägt eine neue Granate in das Gehöft ein und läßt den Kalk von Wänden und Decke spritzen. In irrsinniger Angst schreien Verwundete auf. Mit einem kurzen, forschenden Blick erkennt mich der Arzt.

„Ich warte, bis ich an der Reihe bin", sage ich leise. Nur mit den Augen dankt er mir und schneidet weiter, gibt Spritzen, verbindet, ist grob, spricht Mut zu. Er ist ganz erfüllt von seiner Mission, zu retten, was der Krieg noch zu retten läßt. Dann bekomme auch ich einen Notverband.

Ein Auto bringt mich, zusammen mit dem ebenfalls verwundeten Kommandeur der Artillerie-Brigade, durch einen Hagel englischer Schrapnelle nach Wervicq, wo mein Generalkommando in Quartier liegt. Der Korpsgeneralarzt nimmt sich zusammen mit dem berühmten Chirurgen Dr. Sauerbruch meiner liebevoll an. Die Schrapnellkugel steckt zwar noch in der Hüfte, aber das kann ihr vor Sauerbruchs Pinzetten nichts nützen. Man steckt mich in meinem Quartier ins Bett. Gegen Mittag erhalte ich die Nachricht, daß die 30. Division Gheluvelt genommen hat und die 39. Division in fortschreitendem Angriff gegen Zillebeke ist ... Nach zehn Tagen war ich wieder so weit, daß ich am Stocke umherhumpeln und wieder nach unserm Gefechtsstand in Tenbrielen vorfahren konnte. —